Nr. 26 — Leipzig, den 19. Juni — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post=Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Zum Quartalwechsel — Eine Kirche — Vom Vatikan. Die Versöhnung mit dem Quirinal — Römische Heidenmission: 3. Verhalten zur evangelischen Mission — Das heurige Liebeswerk des Gustav=Adolf=Vereins (Ramsau in Steiermark) — Zwei Lebens= und Zeitbilder aus der bernischen Kirche — Tagebuchblätter aus Italien. 1 — Verschiedenes: Schorers Familienblatt; Einladung — Meißener Konferenz

Zum Quartalwechsel

Angesichts des bevorstehenden Quartalwechsels bitten wir um freundliche Erneuerung des Abonnements. Postnummer bleibt 1837 a.

Probenummern versendet die Verlagshandlung jederzeit frei und unentgeltlich. Wir bitten um fernere Mitteilung von Adressen. Quartalbände sind vom ersten Quartal noch vorrätig. Auch die Nummern des zweiten Quartals werden als Band herausgegeben und unter den gleichen Bedingungen (als Ansichtsendung) auf Wunsch verschickt werden.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Eine Kirche

„Auf daß sie alle eins seien." (Joh. 17, 21.) —

„Ich glaube an eine heilige christliche Kirche" — welcher Lehrer hätte nicht oftmals, wenn seine Schüler den dritten Artikel sagten, sie nötigen müssen, dies eine zu betonen; denn es ist nicht der unbestimmte Artikel, es ist das Zahlwort, dies „eine." Aber vielen erscheint ihr Leben lang die christliche Kirche als ein Ding, welches man mit dem unbestimmten Artikel bezeichnen müsse. Ihre Einheit war nur anfangs da, solange sie noch eine kleine Herde war. Wird sie einst wiederkommen, wird einmal „eine Herde sein und ein Hirt?" Jetzt sind der Kirchen und Sekten und Richtungen unzählige und mehren sich noch von Jahr zu Jahr. Wo bleibt die eine Kirche?

Aber Jesus hat selbst unmittelbar vor seinem Scheiden gesagt: auf daß sie alle eins seien. Welcher Herrscher wird mehrere Reiche gründen, denen er die Erlaubnis giebt, sich untereinander zu befehden, wenn sie nur alle ihn als ihren König anerkennen? Und Paulus, der so lange der persönliche Mittelpunkt der von ihm gegründeten Gemeinden gewesen ist, hat, als er sie verlassen wollte, sie erinnert: „Ein Leib und ein Geist, wie ihr denn auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle und durch euch alle und in euch allen." Das ist ein ungeheurer Gemeinbesitz, der uns von allen scheidet, die nicht Christen sind. Nur wer mit der römischen Kirche bloß in gleicher äußerlicher Verfassung die Einheit sieht, kann dies gering achten. Oder war nicht unser deutsches Volk ein Volk, lange ehe es politisch geeinigt war, in der einen Sprache, in dem Reichtum hoher nationaler Güter, die eine Geschichte vieler Jahrhunderte ihm erworben und in ihm entfaltet hatte? Wenn wir in eine römische oder eine uns noch ferner stehende griechische Kirche eintreten: dasselbe Kreuz auf dem Altar, dasselbe Bibelbuch davor, dasselbe Vaterunser auf den Lippen des Geistlichen oder der Gemeinde, dieselben Sakramente! Und auf welche Fülle derselben religiösen Gedanken und sittlichen Anschauungen weist das hin! Nein, die christliche Kirche ist keine bloße Abstraktion, aus einzelnen christlichen Sonderkirchen gewonnen, sondern eine handgreifliche Wirklichkeit, und wenn irgendwo, dürfen wir hier von einer Solidarität innerer und äußerer Interessen reden gegenüber denen, welche draußen sind. Der Wunsch und das Gebet Jesu sind nicht umsonst geblieben: auf daß sie alle eins seien.

Aber hat es darum aufgehört, Wunsch und Gebet zu sein? Wir tragen unsern Schatz in irdenen Gefäßen. Nicht nur von den einzelnen Menschen — von den Völkern, von den Geschlechtern gilt das. Schon um deswillen wäre eine Kirche auch nach der äußerlich sichtbaren Ausprägung ihres Inhalts nicht wohl denkbar. Aber mit dem Erdenstaube hat sich noch menschliche Sünde aller Art verbunden: Ungehorsam gegen die Wahrheit, Eigenwille, Lieblosigkeit, und wer will die Untugenden alle zählen, die im kirchlichen Gewande einherzugehen pflegen? Wenn das nicht wäre, so würde die christliche Kirche nicht so getrennt sein, wie sie es ist: so würde die Trennung nicht zur Feindschaft werden.

So bleibt uns denn die Einheit doch nur als „Idee," wenigstens für das praktische Leben, dem unter den Unterschieden das Bewußtsein jenes Gemeinbesitzes entschwindet?

Ja, wenn wir das Wort „Idee" recht verstehen. Der Philosoph Krause hat es trefflich übersetzt: „Sollbegriff." Das soll die Idee jener Einheit für uns werden, ein Begriff, der uns unabläßig die Pflicht bewußt macht, ihn in Wirklichkeit umzusetzen. Oder anders ausgedrückt, wir sollen niemals vergessen, daß Jesus gesagt hat, ja daß er in seinem hohenpriesterlichen Gebet als seines Herzens höchstes Anliegen vor seinen himmlischen Vater gebracht hat, daß sie alle eins seien. Was Jesus gebetet hat, das muß das Gesetz seiner Kirche und jedes Christen sein. Dazu hilft keine Unionsmacherei von oben oder von unten her. Dazu brauchen wir keine Zeitschriften, die es sich an die Stirn schreiben: Ut omnes unum — und damit höchstens eine neue Partei begründen. Was durch mancherlei innere und äußere Kämpfe auf dem Wege geschichtlicher Entwicklung sich geschieden hat, das kann nicht künstlich wieder zusammengefügt werden. Aber wollen wir den Schmerz nicht mehr verstehen, mit dem unsre Väter die äußerliche Einheit der Kirche sich haben lösen sehen? Wollen wir in der Abwehr römischer Uebergriffe, bei welchen uns wahrlich Entschiedenheit not thut, jener Gesinnung vergessen, die auch über diese Gegensätze ihre Brücken schlägt und ein Auge hat für die Fäden, die fort und fort herüber und hinüber gehen? Und es fehlt an dem elektrischen Strome nicht, der die Verbindung auch mit der Ferne lebendig erhält! Dürfen wir bei der so oft wiederkehrenden Erfahrung, daß die Wahrheit scheidet, je außer Acht lassen, daß die Wahrheit auch eint und daß die christliche Wahrheit nicht ohne Liebe sein kann, wo sie wahrhaftig ihre Wohnung hat?

Nicht als ob nun ausgesprochenerweise diese Einheit oder Einigung das Ziel unsrer Arbeit sein müßte. Es schaffen viele

Bauleute am Werk: jeder arbeitet an seinem Tagewerk, wie es der Meister ihm befohlen hat. Sie brauchen keiner auf des andern Thun zu sehen; aber sie wissen: der Meister hat den Plan gemacht und wird zu seiner Zeit und auf seine Weise zusammenfügen, was die Einzelnen gearbeitet haben. So steht auch in unsers Meisters Plan der Gedanke unverrückbar fest: daß sie alle eins seien. Darum „nicht um deine Mitgesellen sorge, wie sie mögen bauen, dafür laß den Meister sorgen, deine Stelle baue recht." Und will sich's gar nicht zur Harmonie zusammenfügen und will des Widerstreites kein Ende nehmen, dann hebe deine Augen auf! Einer läßt sein Werk nicht hindern, einer läßt sich seinen Gedanken nicht entwinden. Was er gebetet hat, wird gewiß erhört. Ist die Gegenwart voll Verwirrung, läßt die Zukunft neuen Streit erwarten und ist der ewige Friede für Kirche und Welt noch unendlich weit: Dennoch, dennoch! Ich glaube an eine Kirche. B H

Vom Vatikan

Die Versöhnung mit dem Quirinal

Auf dem römischen Kapitol wurde viele Jahrhunderte hindurch jene Sammlung von Orakelsprüchen verwahrt, welche unter dem Namen der sibyllinischen Bücher bekannt ist und von der die Sage ging, daß die Sibylle von Kumä sie dem König Tarquinius verkauft habe. Mit der Politik und dem Kultus des römischen Staates standen sie im innigen Zusammenhang und wurden bei wichtigen Gelegenheiten stets befragt. Als diese Bücher zu Grunde gingen, blieb doch der uralte römische Glaube an Prophezeiung und Vorbedeutung, der bis in die späteste Zeit des Altertums das ganze Leben erfüllte, vom Untergange unberührt, und selbst die meisten Philosophen und philosophisch Gebildeten teilten ihn nach wie vor; ja dieser Glaube bildete ein Hauptstück ihres Vorsehungsglaubens. Alle Geschichtschreiber der Kaiserzeit beweisen jene Thatsache, vor andern Tacitus, der größte unter ihnen, und eine Lieblingswissenschaft der Gebildeten war die Astrologie. Als Machtgebote der „christlichen" Kaiser jene Stimmen römischen Heidentums zum Schweigen brachten, verstummten zwar nach und nach auch die einst so berühmten, von gläubigen Pilgern nie verlassenen Orakel; aber der heidnische Glaube war mit dem Verfall jener heiligen Stätten nicht getötet. — Welch eine Macht der Glaube an Vorbedeutungen und Prophezeiungen noch heute im italienischen Volke ist, wollen wir nicht untersuchen; nur darauf möchten wir hinweisen, wie der Vatikan unter dem Einfluß desselben steht.

Ein Jahr ist verflossen — es war am Feste der Himmelfahrt 1886 —, da strömte das „römische Volk" zur Laterankirche, um die Vollendung der erneuten, prachtvoll hergestellten und um zwanzig Meter erweiterten Apsis dieser weltberühmten Mutter aller Kirchen, dieses römischen Zion zu schauen. Nach einer Arbeit von zehn Jahren war dieses von Pius IX. begonnene großartige Unternehmen vollendet. Es hatte dem Vatikan acht Millionen (so sagt man) gekostet und bot jetzt den seither fehlenden prachtvoll-grandiosen Raum für päpstliche pomphafte Zeremonien. Die Weihe erfolgte; aber auf dem neuen, mit feinstem Mosaik geschmückten Marmorthron sah man nicht den Papst; von der Loggia der Laterankirche ward nicht, wie früher am Himmelfahrtsfeste üblich, der päpstliche Segen erteilt. Man sah an der Wand wohl das Mosaikbild Leos XIII., sowie seines großen Vorgängers Innocenz III., der vor Jahrhunderten das weltbekannte und weltumfassende Lateran-Konzil hielt; aber Leo XIII. selbst erschien nicht in der erneuten Kirche: er weilte als „Gefangener" im Vatikan. Kaum war nun jene Weihefeier geschehen, da brachte das weltbekannte Organ des Vatikans einen Artikel, in welchem auf die Bedeutung der Laterankirche für das Papsttum und auf den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen der Geschichte der ersteren und des letzteren hingewiesen wurde. So oft jenes „römische Zion" zu neuem Glanze erstand, war dies, wie besagter Artikel behauptete, eine Vorbedeutung, eine Weissagung von neuem Glanz, von erneutem Triumphe des Papsttums. Die Gründung dieser Basilica aurea, „auf welche die Heiligkeit des Tempels zu Jerusalem überging" — das war die Beweisführung des vatikanischen Organs —, bezeichnete den Sieg des Christentums unter Konstantin; ihre teilweise Erneuerung unter Leo I. fiel mit der Erlösung von den Vandalenhorden zusammen u. s. w. So könne denn die jetzige Erneuerung dieser Basilica als ein Vorzeichen neuer „Triumphe" des päpstlichen Stuhles zu betrachten sein. In der That habe sich jene Vorbedeutung schon bewahrheitet, weil das mächtigste Weltreich, das deutsche, den jetzigen Papst so hoch geehrt und ihm die Schlichtung des Karolineninsel-Streites überlassen habe. „Möge — so schloß die vatikanische Stimme — die glückliche Wiederherstellung der Laterankirche eine Weissagung sein von ähnlichen großen Ereignissen. Möge der Tag nicht fern sein, an welchem Leo XIII., des Triumphes froh, ohne Hindernisse imstande ist, die Schönheit seines Werkes mit eignen Augen zu sehen und von der Loggia dieser Kirche, wie seine Vorgänger dies thaten, das zum heilvollen Schatten des Glaubens zurückgekehrte Volk am Feste der Himmelfahrt zu segnen."

Wir sehen, daß dem Vatikan eine Art von „sibyllinischen Büchern" nicht fehlt, und haben gezeigt, wie eben der Lateran in gewisser Hinsicht die nämliche Rolle spielt.

Das Himmelfahrtsfest 1887 haben wir erlebt; aber Leo XIII. hat an demselben seinen „Kerker" nicht verlassen und die neue Apsis des Lateran nicht geschaut. Der neue Thron daselbst blieb leer, leer auch die Loggia; kein Segenswort erscholl, keine knieende Volksmasse war zu erblicken; der Lateranplatz war totenstill, eine der stillsten Stätten der „ewigen" Stadt.

Wird man am Himmelfahrtstage 1888 den Papst auf der Loggia seines römischen Zion sehen?

Daß Leo XIII. dies wünscht, ist gewiß; daß viele mit ihm diesen Wunsch hegen, ist ebenso sicher.

Am Himmel Italiens steigt in unsern Tagen ein mildlächelnder Stern auf, sein Name heißt Conciliazione, Versöhnung, Vereinigung: Versöhnung zwischen Vatikan und Quirinal, zwischen Papsttum und Monarchie, zwischen Kirche und Staat. Man liest jenes schöne Wort hie und da in Tagesblättern.*) Ein Deputirter namens A. Fazzari, früher Garibaldianer, tritt als begeisterter Vertreter und Verteidiger jenes schönen Gedankens auf und behauptet, man wünsche vielseitig, daß er Vereine bilde, um jene Conciliazione zu unterstützen. Wird Herr Fazzari in die Fußtapfen jenes wundersamen Weibes treten, welches vor fünfhundert Jahren so großen Einfluß auf die Geschichte des Papsttums hatte? Wir meinen Katharina von Siena. Dieser wundersamen Färbertochter, von Siena gebürtig, gelang es, nicht nur den in Avignon weilenden Papst Gregor XI. zur Rückkehr nach Rom zu bewegen und somit die sogenannte babylonische Gefangenschaft zu beendigen, sondern ihn auch mit Florenz zu versöhnen. Gregor XI. schickte sie als Botschafterin nach Florenz und sagte ihr: „Der Friede ist der einzige Gegenstand meiner Wünsche; ich überlasse die ganze Sache deinem Ermessen und empfehle dir die Ehre der Kirche an." Da Leo XIII. außer dem Frieden notorisch auch noch andre und zwar sehr wichtige Dinge wünscht, da Herr Fazzari wohl ein Deputirter, aber keine Katharina von Siena ist, so haben wir über die Conciliazione unsre absonderlichen Gedanken, die wir ohne Rückhalt äußern wollen.

Zunächst müssen wir bemerken, daß jene „Versöhnung" außerhalb Italiens mehr und teilnahmsvoller besprochen wird als innerhalb der Grenzen des Landes. Gesetzt den Fall, die Presse des Landes würde sich eingehend mit solcher Frage befassen, so wäre damit noch keineswegs gesagt, daß das italienische Volk sich dafür interessire oder gar warme Teilnahme entgegenbringe. Die Presse fristet, namentlich im Süden, ein im ganzen kümmerliches Leben, und zwar darum, weil so wenig Leser sind. In der größten Stadt Italiens, Neapel, kommen auf je hundert Einwohner fünfundsechzig Analphabeten, und in andern Städten, z. B. Kalabriens, sieht es weit schlimmer aus. Geradezu elend ist es im größten Teil des Landes mit der spezifisch katholischen Presse bestellt, die ja doch in erster Linie den Beruf spüren

*) Der Artikel ist geschrieben, ehe der Papst seine jüngste Allokution hielt, welche die Conciliazione auch in Italien zum Tagesgespräch gemacht hat. Vergl. das Nachwort. D H

muß, sich mit obiger Frage zu beschäftigen. Die Zahl der Leser solcher Blätter ist unglaublich klein. Die zwei in Rom erscheinenden vatikanischen Zeitungen kommen fast nur in die Hände der Bischöfe und einiger Pfarrer. Nur im Norden Italiens findet die katholische Presse günstigen Boden; im Süden fristet sie notdürftig ihr Leben, wie denn in Neapel (500 000 Einwohner) nur zwei spezifisch katholische Zeitungen erscheinen, beide in kleinem Format! Wo ist in der Masse des Volkes Interesse und Verständnis für irgendwelche große kirchenpolitische Fragen, wär's auch die Frage nach jener Conciliazione? Religiös ist das Volk, d. h. genau in demselben Sinne, wie es auch zur hellenisch-römischen Zeit religiös war; aber Thorheit wäre es, anzunehmen, daß die päpstliche Krone und das Grab St. Petri im Mittelpunkte des religiösen Bewußtseins stehen und daß man sich aus Gründen des Gewissens für den Papst interessiren sollte. In kirchlicher Hinsicht herrscht der ausgeprägteste Partikularismus: jeder Distrikt, jeder Ort hat seinen Schutzheiligen, seine besondre Madonna, und der Kultus dieser letzteren nimmt das ganze Interesse in Anspruch. Kein Volk sendet zum Vatikan weniger Pilger als das Volk Italiens, und als vor Jahren eine Laienwallfahrt in Szene gesetzt wurde, kamen schließlich nur ein paar Tausend nach Rom. Hätte der Vatikan keinen andern Peterspfennig als den aus Italien, so wäre er in schlimmer Lage.

Also Versöhnung. Nicht um Personen, nicht um persönliche Angelegenheiten und Ansichten handelt es sich dabei; nicht der Kardinal Pecci, sondern der Papst Leo XIII., der sich seiner Stellung, sowie des von ihm vertretenen Prinzips vollbewußt ist, hat, falls man den Weg der Conciliazione betritt, zu reden; ihm gegenüber steht der König Umberto I., ein konstitutioneller Monarch, umgeben von seinen Ministern und den Vertretern des Volkes. Der Papst vertritt die Interessen der gesamten katholischen Kirche; der König hat die Interessen des Landes und Volkes zu wahren. Von welcher Seite soll nun der erste Schritt geschehen?

Etwa vom Vatikan? Vielleicht findet Leo XIII. es nicht mehr zeitgemäß, ein Gefangener in den kalten Prachthallen der heiligen apostolischen Paläste zu sein? Vielleicht ist seine von ihm oft vor aller Welt betonte „Armut“ insofern Wirklichkeit geworden, als sich für den Vatikan, dessen Budget monatlich eine Ausgabe von einer halben Million aufweist, finanzielle Schwierigkeiten erheben? Der Papst wünscht also, daß der Staat Italien die vom Garantiegesetz bestimmten $2\frac{1}{2}$ Millionen Jahreseinnahme dem Vatikan zahle, nachdem der letztere seither die Annahme dieses Geldes verweigerte? Vielleicht ist Leo XIII. es müde geworden, immer und immer wieder in bitteren Worten nutzlos über seine Lage zu klagen und das Schweigen der Welt als Antwort zu empfangen? — Nun, die Sache ist höchst einfach. Leo XIII. braucht nur eine Feder zu ergreifen und das Garantiegesetz zu unterschreiben. Sobald er diesen Entschluß kund thut, also den jetzigen Zustand der Dinge gut heißt, ist die Versöhnung fertig: der Quirinal wird dem Vatikan für jene Unterschrift eine goldene Feder senden, wird die genannten $2\frac{1}{2}$ Millionen zahlen und das ganze Land wird dem Papste Blumen streuen, wenn er in feierlichem Zuge sich zum Lateran begiebt, um den dortigen neuen Thron zu besteigen und einem Te Deum daselbst beizuwohnen. Wie gesagt, eine Versöhnnng auf diese Weise wäre höchst einfach. Sie ist aber einfach unmöglich.

In einer endlosen Reihe von Reden hat Leo XIII. seine durch das geeinigte Italien geschaffene Lage als unerträglich bezeichnet, hat gesagt, daß dieselbe mit der Würde und Freiheit seiner Stellung unvereinbar sei, daß man das Papsttum in seinen heiligsten Rechten geschädigt habe. Immer wieder hat der Papst erklärt, daß er solche Lage wohl als Märthyrer dulden, aber niemals gutheißen könne, daß er seine weltliche Herrschaft als unumgänglich notwendig, als ihm göttlich verliehen ansehe, und daß er sein heiliges Recht stets reklamire und reklamiren werde. Wir verzichten darauf, eine Blumenlese aus seinen Reden zu bieten, wodurch wir beweisen würden, daß Leo XIII. vollen und ganzen Gebrauch von jenem Satze des Garantiegesetzes gemacht hat, welches die Person des Papstes für unantastbar erklärt, demselben also volle Redefreiheit gestattet. Wir fragen nun: Kann Leo XIII. nach seinen vor aller Welt abgegebenen Erklärungen den jetzigen Zustand der Dinge sanktioniren? Unmöglich! Also auf diesem Wege kommt keine Conciliazione zustande. Dabei dürfen wir eine bekannte Thatsache nicht vergessen: Leo XIII. hat nicht nur in seinen Reden, sondern auch in lateinischen Gedichten ausgesprochen, daß er seines schließlichen Sieges gewiß ist, und er setzt in dieser Hinsicht sein festes Vertrauen auf die Madonna, welche unter der Bezeichnung del Rosario (vom Rosenkranz) verehrt wird. Diese Madonna hat einst den christlichen Fahnen, wie Leo XIII. in einer Encyklika schreibt, im Kampfe mit den Türken glänzenden Sieg verliehen: diese allmächtige Himmelskönigin, welche in der Judith ihr Vorbild hat, welche als der Turm Davids bezeichnet wird, wird die Sache des Papstes zum Siege hinausführen. Von den Liedern Leos XIII. lautet eins in Uebersetzung so: „Heiß tobt der Kampf; wütend sendet der Satan Schreckgebilde aus dem Abgrund. O gnadenvolle Mutter, schnell komm zur Hilfe; gieb mir neue Tapferkeit und Stärke, und zertritt mit deinem jungfräulichen Fuß den Drachen. Unter deiner Führung, o Jungfrau, will ich gern harte Kriege führen; die Feinde werden zerstieben, ich werde den Sieg erringen.“ — Da wir keinen Grund haben, anzunehmen, daß Leo XIII. in seinem Vertrauen zur Madonna del Rosario wankend geworden ist, so müssen wir annehmen, daß derselbe fernerhin auf ihre Hilfe warten wird, wie er seither gewartet hat.

Oder soll der erste Schritt vom Quirinal geschehen? Das wäre gleichbedeutend mit einer Aenderung der bestehenden Staatsgesetze, und eine solche läßt sich bekanntlich nur durch das Parlament erzielen. Was aber in aller Welt sollte die jetzige Monarchie bewegen, dem Papst Zugeständnisse zu machen? Soll etwa Rom aufhören, die Hauptstadt zu sein? Will man dem Papste etwa die Stadt zurückgeben, die er stets als sein „Eigentum“ reklamirt? Unmöglich! Erst kürzlich hat die Monarchie durch den Mund des Königs das Wort ausgesprochen: Roma intangibile, d. h. Rom ist unantastbar. Wir wüßten in der That keinen Weg, auf dem man dem Papst in seinen Forderungen entgegenkommen könnte. Auch der frühere Garibaldianer Fazzari denkt an ein solches Zugestehen nicht, spricht sich vielmehr dahin aus, daß bei einer Conciliazione jeder Meter Italiens italienisch sein müsse. Sollen also auch die Meter, welche der Vatikan bedeckt, zu Italien kommen, mit andern Worten, soll das Garantiegesetz und mit ihm die sogenannte Exterritorialität des Vatikans aufgehoben werden? Welcher Botschafter möchte dem Papste eine solche Offerte machen? Seither hat der Papst sich oft beklagt, daß er unter fremder Botmäßigkeit, in der Gewalt eines andern stehe: was würde er sagen, wenn das Garantiegesetz aufgehoben und der Vatikan als den übrigen Häusern des Landes gleich erklärt würde? Dann bliebe dem Papste nichts übrig, als das zu thun, was er bereits gedroht: Rom zu verlassen und seinen Wohnsitz in einem andern Lande aufzuschlagen.

In der That, dies wäre wiederum ein sicherer Weg zur Conciliazione. Die Regierung Italiens wäre dann jeder Verlegenheit ledig und hätte keinen Grund, den Papst zurückzurufen. Wo aber fände sich ein Papst, der es auf sich nehmen möchte, den Vatikan, den St. Peter, die ewige Stadt auf Nimmerwiederkehr zu verlassen?

Wenn wir der Meinung sind, daß der Quirinal keinen Grund hat, dem Vatikan eine Conciliazione zu offeriren, so gründet sich dieselbe noch besonders auf Thatsachen, welche der Staatsgewalt besondre Befriedigung gewähren und sie in dem Entschluß bestärken müssen, auf dem seither betretenen Wege ruhig weiterzuschreiten. Vor zwei Jahren sollten die Fahnen mehrerer neuer Regimenter kirchlich geweiht werden, darunter auch diejenigen einer Brigade Roma in Rom. Die Regierung forderte die öffentliche Weihe. Der Papst wollte nicht, besann sich aber endlich doch und mit seiner Erlaubnis (Placet) wurde die Fahne jenes Heeres, welches der Papst natürlich als ein ihm feindliches betrachtet, kirchlich geweiht! Ist das nicht eine Conciliazione zwischen Staat und Kirche? Bei zahlreichen Gelegenheiten haben hohe Würdenträger der Kirche dem Staatsoberhaupte des Landes ihren Respekt öffentlich bezeugt. Als kürzlich jene tapferen

Italiener bei Saati der Uebermacht der Abyssinier unterlagen, haben alle Bischöfe des Landes die Gefallenen durch Totenfeier geehrt, und viele haben in öffentlichen Reden ihren warmen Patriotismus kundgegeben. Als in Gegenwart des Königs die neue Fassade des Domes zu Florenz enthüllt wurde und dabei der Erzbischof dieser Stadt aus der Mittelthür zur Weihe heraustrat, grüßte er zuerst ehrfurchtsvoll den König und schritt dann zur Weihe. Das Vaterlandsbewußtsein, die Liebe zum König sind in Italien offenbar im Erwachen und Fortschreiten begriffen. Denken wir uns den Fall, daß Leo XIII. erklären würde, es solle von jetzt an sein Verbot: „Weder Wähler noch Gewählte" aufgehoben, es solle also seinerseits niemandem verboten sein, für das Parlament zu wählen oder sich wählen zu lassen: würde dann ein Parlament zustande kommen, welches gewillt wäre, die Einheit Italiens wieder aufzuheben und den Kirchenstaat wieder herzustellen? Das halten wir für unmöglich und haben allen Grund, anzunehmen, daß Leo XIII. sich in dieser Hinsicht keine Illusion macht.

Während wir also aus guten Gründen eine Conciliazione für unmöglich halten, halten wir fernere Triumphe des Vatikans aus ebenso guten Gründen für möglich. Derselbe verweist uns auf Deutschland und vertraut dabei auf die Madonna del Rosario, sowie auf seine sibyllinischen Bücher. —

Nachtrag. Wenige Tage nach Abfassung des obigen Artikels hat der Papst in einer Anrede an die Kardinäle diejenige Auffassung in Hinsicht der Conciliazione, welche wir im Obigen aussprachen, vollkommen bestätigt.

Der Papst sprach am Schlusse seiner Rede den Wunsch aus, es möge der unheilvolle Zwist mit dem römischen Papsttum beseitigt werden: dies könne aber nur so geschehen, daß man den Weg der Gerechtigkeit einschlage und dem Papste eine solche Stellung einräume, in welcher er niemandes Gewalt unterworfen sei und eine wirkliche Freiheit und Unabhängigkeit genieße.

Also Leo XIII. spricht den Wunsch aus, es möge eine Versöhnung eintreten. Will er dabei seiner Nation ein Opfer bringen? Nein; die Nation soll ihm ein Opfer bringen. Welches? Diese Frage wurde sofort nach jener päpstlichen Rede von dem Organ des Vatikans beantwortet: Wenn der verlorene Sohn (Italien) zu seinem Vater zurückkehrt, so soll er dasjenige, was er genommen, dem letzteren zurückgeben, nämlich den Kirchenstaat, oder wenigstens Rom. Nur dann hat der Papst diejenige Freiheit und Unabhängigkeit, die er verlangen muß. Das Organ des Vatikans sagt weiter: Wenn jene Zurückgabe nicht jetzt erfolgt, so später; der Vatikan besitzt die Zukunft und kann warten.

Wird Italien dem Papste zuliebe seine Einheit, d. h. sich selber opfern und Rom preisgeben? Nimmermehr.

Ein Gerücht scheint sich zu bewahrheiten, welches sagt, der Papst verlange Rom und einen bis zum Meeresufer reichenden Landstreifen, damit der Vatikan unabhängig von Italien mit der Welt verbunden sei. — Aber auch davon kann nicht die Rede sein. Deutlich genug haben Zanardelli und Crispi in der Deputirtenkammer am 10. Juni die Interpellation Bovio beantwortet: „Italien gehört sich selbst und hat nur ein Oberhaupt, den König." T.

Römische Heidenmission

3. Verhalten zur evangelischen Mission

Noch empörender, wo möglich, ist das Verhalten der römischen Sendboten gegen unsre evangelischen Missionare. Es wird von Rom aus ein systematischer Kampf gegen jede andersgläubige Mission geführt.

Mit Neid sah man im Anfange unsers Jahrhunderts das erwachende Missionsleben in der protestantischen Kirche; man erkannte mit Schrecken darin die in ihr schlummernde Lebenskraft. Die begonnene evangelische Heidenmission aber wurde als ein Angriff auf die der römischen Kirche vorbehaltenen Heidenvölker angesehen. Daher die Wiederbelebung der Propaganda in unserm Jahrhundert, daher der seitdem datirende Vorpostenkampf zwischen Protestantismus und Romanismus auf dem Gebiete der Heidenmission, welcher uns um der schnöden Ungerechtigkeiten willen, die von jener Seite verübt werden, beim Lesen der Missionsblätter oft mit gerechtem Zorn erfüllt. Das verderbliche Feuer wird von höchster Seite geschürt. Steht doch in einem Rundschreiben des gegenwärtigen Papstes vom Jahre 1880 wörtlich zu lesen: „Wir hegen, ehrwürdige Brüder, das feste Vertrauen, daß alle, die sich des katholischen Namens rühmen, nicht zulassen werden, daß ihre Bemühungen um die Ausbreitung des Reiches Christi durch den Eifer und die Anstrengung jener zu Schanden werden, welche die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten trachten." Als diese Diener des Fürsten der Finsternis sind, wie sich aus dem Zusammenhange ergiebt, nicht etwa die Führer der Heiden, sondern — die evangelischen Missionare zu verstehen. Und davon machten denn auch römische Missionsblätter die Anwendung: „Wenn unsre Beiträge wachsen, so werden wir imstande sein, neben jeder protestantischen eine katholische Schule zu errichten; dies muß unsre Politik sein in jeder christlichen Niederlassung." Thatsächlich haben sich solche Rivalen und Störenfriede auf sehr vielen evangelischen Missionsplätzen eingestellt. Das in der neueren Zeit am meisten bekannt gewordene Beispiel ist das von Uganda am Viktoria Nyanza. Kaum hatten sich dort die Sendboten der englischen Church mission niedergelassen und den König Mtesa dahin gebracht, daß er den Islam aufgeben wollte, da erschienen römische Missionare und brachten Verwirrung in die Station, auf welcher schon Christentum, Islam und Heidentum mit einander kämpften. Wie ein Triumph ward es nach Rom berichtet, als man den König an den englischen Glaubensboten irre gemacht hatte.

Von den Verdächtigungen der römischen Missionare gegen die evangelische Kirche ließe sich ein langes, trauriges Kapitel schreiben. Auf den Missionsgebieten in der Heidenwelt, wo schon reifere lutherische Gemeinden bestehen, wurde auch das Lutherjubeljahr 1883 an manchen Orten festlich begangen. Bei dieser Gelegenheit hat es auch dort an Ausbrüchen römischer Feindseligkeit nicht gefehlt; natürlich trat sie noch plumper und roher auf, als wir es in Deutschland erlebt haben. Das Schamloseste, was die Sucht nach Verlästerung der lutherischen Kirche erzeugt haben mag, dürfte ein Flugblatt gewesen sein, welches von römischer Seite unter den Kanaresen in Südindien verbreitet wurde. In demselben war zu lesen: „Im Jahre 1523 am ersten Ostertage erbrach Luthers Herzensfreund Leonhard Jakob die Thüre des Nonnenklosters und entführte die Nonne Katharina Bora. Im Januar 1525 heiratete Luther diese Nonne. Kaum einen Monat später gebar sie ein Kind. Das ist dieser Mann, und so hat Luther die katholische Lehre und Religion zur »ursprünglichen Reinheit« gebracht... Vom Papst getadelt und zurechtgewiesen, verschmäht er es nachzugeben und wird exkommunizirt. Des Papstes Schreiben verbrennt er öffentlich, nennt ihn Antichrist und redet seinen Freunden zu, ihre Hände im Blute des Papstes und der Kardinäle zu baden." So wird Janssen ins Kanaresische übersetzt.

Zahllos sind die Beispiele römischer Proselytenmacherei in den jungen evangelischen Gemeinden. Wenn die Verwirrung in den Gemütern und die oben erwähnten Zug- und Kraftmittel nicht ausreichen, um die Bekehrten der evangelischen Missionare an sich zu ziehen, so werden dieselben persönlich bearbeitet und unter Umständen sogar gekauft. So schreibt Missionar Brunotte von der Leipziger Mission aus Wulupuram, einer Station in der südindischen Tamulenmission nahe bei dem französischen Ponditscheri: „In Ponditscheri wimmelt es von römischen Priestern aller Art. Dort haben sie ein theologisches Seminar, wo junge Hindus zu Priestern herangebildet werden. Sind die Jünglinge so weit, daß ihnen die langen, weißen Gewänder angezogen, die rote Schärpe um den Leib gebunden und die rote Kappe mit grüner Troddel auf den Kopf gesetzt werden kann, dann sendet man sie ins englische Gebiet... Um die Zahl ihrer Neugetauften anschwellen zu sehen, überfallen sie unsre Christen mit Versuchung durch indische Silbermünzen, die man Rupien nennt, und das gelingt ihnen. Für jede Seele, mag der Körper dazu groß oder klein, alt oder jung sein, zahlen sie vier bis fünf

Rupien, und während der Zeit, wo die größeren Kinder und Erwachsenen ihre römischen Gebete lernen und damit so weit sind, daß sie wiedergetauft werden können, werden sie im Gehöft des Priesters gefüttert. Sind die Familien groß, was oft der Fall ist, dann kann die Summe für eine einzige Familie auf 30 bis 40 Rupien zu stehen kommen. In unserm Distrikt sind zwei, eigentlich drei römische Priester, die in dieser Weise missioniren."

Noch einer Eigentümlichkeit der römischen Mission müssen wir zum Schluß Erwähnung thun, welche ebenfalls oft nicht wenig beiträgt, den evangelischen Missionaren das Leben sauer zu machen und ihre Erfolge zu schmälern. Das ist die Benutzung weltlicher Macht. Sonderbarerweise ist Frankreich zumeist der Vorkämpfer Roms auf dem Missionsgebiete. Dasselbe Frankreich, welches im eignen Lande die katholische Kirche drangsalt, giebt seine Regierungsbeamten und Kriegsschiffe sehr oft zur gewaltsamen Einführung des Katholizismus in Heidenländern her, wo der französische Einfluß etwas gilt. Die Geschichte der evangelischen Mission auf den Inseln der Südsee weiß ein trauriges Lied davon zu singen. Ein besonders bemerkenswertes Beispiel von gewaltsamer Einführung des Katholizismus bietet Tahiti. Auf dieser Insel bestand eine gesegnete evangelische Mission, welche schon den größten Teil der Eingebornen bekehrt hatte, als sich französische Priester einstellten. Es wollte ihnen aber nicht gelingen, in der Bevölkerung Boden zu fassen. Da provozirten sie das gewaltthätige Einschreiten Frankreichs gegen das wehrlose Inselvolk und trieben dann unter dem Schutze der französischen Flagge eine schändliche Proselytenmacherei. Sie liebäugelten mit der auf der Insel noch bestehenden heidnischen Partei, entfernten die alten christlichen Distriktsvorsteher und ersetzten sie durch heidnische; die der evangelischen Mission gehörenden Kapellen, Schul- und Wohnhäuser wurden für Staatseigentum erklärt, den Eingebornen die Sammlung von Missionskollekten untersagt, das Wahlrecht der Gemeinde beseitigt, die Thätigkeit der evangelischen Missionare erst auf bestimmte Orte beschränkt und dann gar verlangt, daß sie sich seitens der weltlichen Distriktsvorsteher von neuem zu Pastoren müßten berufen lassen. Dagegen wurde den Katholiken in der Hauptstadt auf Staatskosten eine Kathedrale gebaut 2c. Unter diesen Umständen ist es bewundernswert, daß bis auf den heutigen Tag neun Zehntel der Bevölkerung von Tahiti dem evangelischen Bekenntnis treu geblieben ist. Und so wie hier geht es an vielen andern Orten, wo die Missionssoldaten Roms ein evangelisches Missionsgebiet betreten. So schauen wir jetzt eben mit Besorgnis nach Madagaskar. Wenn dort der Einfluß des katholischen Frankreich noch wächst, dürften der evangelischen Königin in Antananarivo und der weitverzweigten evangelischen Mission in diesem Inselreiche ebenfalls schwere Zeiten bevorstehen.

Die Verquickung der römischen Mission mit der Politik hat übrigens der ersteren nicht immer Vorteile gebracht. Noch ist das furchtbare Blutbad nicht vergessen, welches im Jahre 1885 von den Heiden unter den römischen Christen in Tonkin angerichtet wurde. Man hat römischerseits viel darüber geklagt — und wie sollten wir nicht von Herzen mit über das Entsetzliche klagen —; aber man sollte drüben sich durch solche Erfahrungen an das Wort Jesu erinnern lassen: „Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen." P

Das heurige Liebeswerk des Gustav-Adolf-Vereins
(Ramsau in Steiermark)

Ueber die Zustände und Bedürfnisse der dritten mit vorgeschlagenen Gemeinde berichtet Herr Pfarrer Hilpert von Ramsau folgendes:

Vom Dachstein her, wo die bekannte steierländische Volkshymne ihren Flug anhebt, ergeht ein Hilferuf der evangelischen Gemeinde Augsburgischen Bekenntnisses, Ramsau, an die Glaubensbrüder um Unterstützung bei dem Neubau der Kirche und dem Umbau des alten Bethauses (mit dem Pfarrhause unter einem Dach) in eine zweiklassige Schule.

Die Ramsau, eine 3 bis 4 Stunden lange und 1 bis 2 Stunden breite Hochebene, unmittelbar unter dem steilen Südgewände jenes Gebirgsstockes gelegen, hat eine durchschnittliche Höhe von 1100 Metern über dem Meeresspiegel, überragt also den höchsten Berg des Thüringer Waldes um 116 Meter, sogar den Harzbrocken (1141 Meter) in einer Anzahl ihrer zerstreut liegenden Behausungen. Die Bewohner, rund 1200 Seelen, davon etwa 140 Besitzer von meistens kleinen Gütern bis zu einem Viehstande von zwei und einem Rind herab, während die übrigen dem Dienstboten- und Tagelöhnerstande angehören, sind durchaus evangelisch; nur ein Besitzer an der äußersten Grenze gehört dem katholischen Bekenntnis an, mit ihm etwa zwölf Dienstboten. So kann die Gemeinde eine wohl in der Diaspora einzigartige genannt werden, nicht nur weil sie die höchstgelegene in Deutschland und Oesterreich ist, sondern auch weil sie als eine rein evangelische dasteht, in welcher auch keine Mischehe noch geschlossen worden. ist. Ihre Entstehung weist in das Jahr 1781 zurück, als nach Bekanntmachung des Toleranzedikts durch den Pfleger in Pichl der Reiterbauer Jakob Prugger erklärte: „Das haben wir jetzt aber wohl einmal gerne gehört. Wir sind eben alle lutherisch!" und sie sich sofort an die Konstituirung der Gemeinde machten. Nur drei Familien schlossen sich aus, von denen aber bald zwei nachfolgten. Eine treue Hüterin des Evangeliums, eine Stadt auf dem Berge, schaut die Gemeinde Ramsau über den Grenzbach, die Mandling, hinein in das Salzburger Land, das, einst ein blühender Garten des Evangeliums, durch die grausamen Verfolgungen und Austreibungen in diesem Sinne zu einer Wüste geworden ist. Was der Gemeinde aber noch fehlt, ist eine Kirche, die als ein sichtbares Zeichen evangelischer Glaubenstreue in die Lande hinausragt und als eine würdige Stelle der Anbetung die Gemeinde um Gottes lauteres Wort versammelt.

Not wäre es längst gewesen, sie zu bauen, aber die pietätvolle Anhänglichkeit an das von den Vätern erbaute Bethaus, die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit der Ramsauer und die Besorgnis, durch die Baulasten erdrückt zu werden, ließen es nicht dazu kommen. Erst durch die Notwendigkeit eines Schulbaues, da die alte Schule nicht mehr genügt, die eine Klasse sogar in den engen Räumen eines Bauernhauses untergebracht werden mußte, ist der Entschluß zum Kirchbau herbeigeführt worden. Doppelte Last erfordert aber auch doppelte Hilfe; denn ohne reiche Unterstützung müßte die Gemeinde in ihrem Bestande bedroht erscheinen. Besitz an Grund und Kapital hat sie nicht, außer Bet- und Pfarrhaus, Schulgebäude und Friedhof; die Landwirtschaft, überall nicht rentabel, ist es hier erst recht nicht, wo die schwierige Bewirtschaftung viele Dienstboten erfordert und die Ernte durch die Ungunst der Witterung (oft sind noch Ende Mai und im Juni starke Schneefälle, und der Winter hält mitunter schon Ende September seinen Einzug) stets unsicher erscheint. Die Lasten für Unterhaltung des Kirchenwesens sind sehr bedeutend. Sie werden sämtlich von der Gemeinde selbst getragen; dies ist aber nur möglich, weil die Bewohner äußerst genügsam sind und dem Luxus und der Vergnügungssucht noch keinen Eingang gewährt haben. Tanz und Wirtshausbesuch gehören zu den Seltenheiten; am allerwenigsten findet letzerer am Sonnabend Abend statt, an welchem in jedem Hause die Familienglieder sich zum Anhören einer Predigt, Gesang von Choränen und Gebet zusammenfinden. Dem entsprechend lassen auch der Kirchenbesuch und die Beteiligung an der Abendmahlsfeier (1886 betrug die Kommunikantenzahl 122 Prozent der Seelenzahl) nichts zu wünschen übrig. Neue evangelische Erbauungsschriften finden neben den alten bewährten in den Häusern reichlich Eingang. Zu Opfern für kirchliche und wohlthätige Zwecke ist die Gemeinde stets bereit: so hat sie seit Bestehen des Gustav-Adolf-Vereins jährlich gegen 90 Gulden ö. W. beigesteuert, was nur dadurch möglich ist, daß auch arme Dienstboten und Kinder, so viel sie können, ihre Gaben freudig bringen.

Anstatt eine Beschreibung des kleinen, engen Bethauses ohne Turm, ohne Glocken, ohne Altarplatz, ohne Sakristei, ohne Wölbung und mit kleinen Fenstern (Toleranzstil in äußerster Einfachheit) zu geben, setzen wir das Urteil des seligen Superintendenten Gunesch von Wien aus dem Jahre 1867 hierher, der an den damaligen Pfarrer Dr. theol. Czerwenka (im

vorigen Jahre zu Frankfurt a. M. verstorben) schrieb: „Lassen Sie neben Ihrem wissenschaftlichen Streben u. s. w. sich auch den Kirchenbau anbefohlen sein. Ramsau, dieser Wunderfleck auf Gottes Erde (wegen seiner großartigen Gebirgsnatur), sonst eine so kräftige, kirchlich eifrige Gemeinde, steht hinsichtlich ihres Gotteshauses in unsrer Superintendenz (Niederösterreich, Kärnten, Krain, Steiermark) als ein Unikum da.“ Und ein andrer Herr in höchster kirchlicher Stellung schrieb: „Ich werde den Eindruck nie vergessen, welchen es mir machte, als ich, inmitten »der grünen Steiermark« in einer beinahe ganz evangelischen Ortschaft Glocken hörend und eine Kirche erblickend, erfuhr, daß dies die katholische Kirche sei, und als ich mich von dem unscheinbaren Aeußern, sowie von dem geradezu unwürdigen Innern unsers Bethauses überzeugte.“

Trotz der wenigen katholischen Seelen (etwa 12) erhält nämlich der katholische Bonifaziusverein auf der evangelischen Ramsau einen Pfarrer, restaurirt die Kirche und stattliche Pfarrerwohnung alljährlich, hat auch eine neue Meßnerwohnung, in der zugleich eine Schule vorgesehen ist, erbaut. Sollte da der Gustav-Adolf-Verein zurückstehen wollen, den die Gemeinde bis jetzt noch nicht um Hilfe angegangen hatte und nach Vollendung der Bauten auch nicht mehr angehen wird, da sie es für eine Ehrensache hält, für ihre kirchlichen Bedürfnisse in der Regel selbst aufzukommen? Aber für den Umbau des Bethauses zur Schule und den Neubau der Kirche, die wegen der großen Zahl der Besucher sehr geräumig sein und wegen der zum Teil so entfernt wohnenden Gemeindeglieder einen hohen Turm und ein starkes Geläute haben, im Innern aber ganz neu ausgestattet werden muß, da im Bethaus alles ganz ärmlich ist, kann sie die Hilfe der Brüder nicht entbehren.

Zwei Lebens- und Zeitbilder aus der bernischen Kirche

..... „Wenigstens von den bernischen Pfarrhäusern möge es auch an diesem Orte bezeugt werden, daß jede neue Einkehr in einem derselben ein tieferes Verständnis der Dinge erschloß, welche dem theologischen Katheder noch mehr Not thun dürften, als (um in Rothes Worten zu reden) das bischen Wissen.“ Daß der in den bernischen Pfarrhäusern waltende genius loci in der That eine solche Anerkennung verdient wie die eben angeführten Worte Nippolds sie einschließen, das beweisen unter vielem andern zwei im Laufe der letzten Jahre herausgegebene Biographien, deren Helden einst auf dem genannten Schauplatze ihre reichgesegnete Lebensthätigkeit entfaltet haben. Vertreter der schweizerischen kirchlichen Rechten sind es, deren jüngst aufgerichteten biographischen Gedenksteinen wir unser Augenmerk widmen wollen. Pietätvolle Erinnerung und dankbare Verehrung des Neffen hat, vorzugsweise auf Grund schriftlicher Hinterlassenschaft, dem Oheim das eine Denkmal gesetzt,*) das andre rückwärts schauende Sohnesliebe dem Vater.**)

Verfolgen wir zunächst an der Hand des Biographen Dan. Albr. Ryz den mit dem Lebensfaden des weiland Archidiakonus Baggesen am Berner Münster beinahe von Anfang bis zu Ende parallel laufenden Faden der Korrespondenz, welcher zwischen diesem und seinem Bruder August, dem spätern Stabschef Generalmajor von Baggesen in Kopenhagen, in brüderlich treuem Briefstellerfleiße gesponnen wurde, indem der erstere dem letztern stete, rückhaltlose Rechenschaft ablegte von all seinen innern wie äußern Erlebnissen, so entrollt sich vor unsern Augen ein Theologenleben, welches nach den verschiedensten Seiten hin unser Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet und welches ebenso sehr auf dem Standpunkt strengster Bibelgläubigkeit gegründet als durchaus frei erscheint von den starren Banden des Herkommens einer toten Orthodoxie und einer altkirchlichen Observanz, ein Theologenleben, dessen Schwerpunkt allerdings allmählich, als es auf dem Boden von Montreux zur Rüste zu gehen anfing, stark nach der innern Wärme eines, wenn auch gesunden und wahren Pietismus hin gravitirte, ein Theologenleben, dem aber vor allem „nichts Menschliches fremd war.“

Wenn nach Baggesens Tode ihm ein jüngerer Amtsbruder den huldigenden Lobspruch ins frische Grab nachrief:

> Geh' ein zu Gottes süßer Himmelsruh!
> Du kämpftest mutig für sein Licht und Recht,
> Als immergrüne Ceder standest du
> Im Haus des Herrn, du treuer Gottesknecht!
>
> Gewitterstürme rauschten durch die Krone,
> Sie drangen tief bis in des Baumes Mark;
> Der Stamm brach nicht. In Lieb zum Gottessohne
> Bliebst du in Gott gebeugt, im Glauben stark....

so hatte der Lobredner des Lobes sicher nicht zu viel gesagt, sondern nur die einfache Summe dieses abgeschlossenen Theologenlebens gezogen. Wie ein wetterfester, erprobter Baumstamm, der trotz seiner Jahre in ewiger Jugend zu grünen scheint, ragt Baggesen aus dem kirchlichen Leben des Schweizerlandes hervor, und was die durch die Krone rauschenden Gewitterstürme anbelangt, so könnte man kühnlich vielleicht auch die in dem bekannten Horazwort ausgesprochene Lebenswahrheit:

> Duris ut ilex tonsa bipennibus
> Nigrae feraci frondis in Algido
> Per damna, per caedes ab ipso
> Ducit opes animumque ferro

auf unsern Helden in Anwendung bringen, indem wir ihn wachsen sehen mit seinen höhern Zwecken und stärker werden mit seinen heißern Kämpfen. „In solcher Zeit — schreibt er einmal — gilt es festzustehen auf dem rechten Glaubensgrund, und wohl mir, daß ich es kann. Ich sehe es als eine große Gnade Gottes an, daß nicht in früherer Zeit, wo ich noch schwankender im Glauben war, der Kampf anhob, der jetzt bevorsteht. Ich hätte zwar allzeit für Recht und Wahrheit gestritten, aber nicht mit dem Mute und der Zuversicht und zugleich mit der Besonnenheit, die ich jetzt habe, seitdem ich es deutlich weiß, in welches Herrn Dienst ich stehe, und was das höchste Gut ist, für das es sich zu kämpfen lohnt.“

Dem Dichtersohne und Dichterenkel — denn beides, ersteres väterlicherseits, letzteres mütterlicherseits, war Karl Albrecht Reinhold Baggesen — ist es auch nicht an seiner Berner Wiege gesungen worden, was für heiße Fehden er einst als Pfarrer am Münster seiner Vaterstadt, an seinem „lieben Münster,“ durchzukämpfen haben würde. Doch waren ihm schon die Tage der ersten Kindheit nicht unbewegt verflossen. In seinem zweiten Lebensjahre siedelten seine Eltern mit ihm von der Schweiz nach Dänemark über, sodaß er, nicht lange darauf durch eine tückische Krankheit der treuen Mutter beraubt, seine Jugendzeit abwechselnd in Kopenhagen, Paris und Bern verlebte. Wir nannten Baggesen soeben einen Dichtersohn und einen Poetenenkel: Jens Baggesen von Korsöer auf Seeland, sein Vater, steht in den Annalen dänischen Schrifttums rühmlichst verzeichnet; Berns feingebildeter Patrizier, Berns großes Universalgenie, Albrecht von Haller war sein Urgroßvater. Einen kleinen, unschwer verzeihlichen Kultus dieser literaturhistorischen Familientraditionen, den er Zeit seines Lebens pflegte, können wir ihm wohl kaum verübeln; wir dürfen uns vielmehr der Pietät freuen, mit welcher bereits als Schüler der obersten Klasse des Berner Gymnasiums der Urenkel den Urgroßvater als Dichter in Gestalt einer zu lösenden Preisaufgabe feiert, und mit der gleichen Pietät hält noch der Greis einen Vortrag über seinen berühmten Ahnherrn, indem er „Albrecht von Haller als Christ und Apologet“ in lebendige Anschauung zu bringen versucht. Darüber aber vernachlässigt er keineswegs den Vater Dichter, aus dessen literarischem Nachlaß die Bearbeitung und Herausgabe der noch vorhandenen philosophischen Fragmente von ihm, dem selbst schon hochbetagten Sohne, freudig unternommen und durchgeführt wird, und des berühmten Dänen deutsche Gedichte in fünf Bändchen zu ediren, erschien ihm von vornherein als eine kindliche Dankespflicht, deren Erfüllung eine seiner ersten literarischen Leistungen bedeutete.

---

*) Karl Albrecht Reinhold Baggesen, ein Lebens- und Zeitbild aus der bernischen Kirche, entworfen von Dan. Albr. Ryz, Pfarrer in Seedorf. Basel, Ferd. Riehm, 1884. (318 S.; 4,50 M.)

**) Dr. Eduard Güder, sein Leben und Wirken dargestellt von Pfarrer Paul Güder. Bern, K. J. Wyß, 1886. (146 S.; 1,80 M.)

Nachdem Reinhold Baggesen seine Studienjahre teils in Bonn, teils in Göttingen, woselbst er als schweizerisches Mitglied der „poetischen Schusterinnung an der Leine“ eine nicht unangesehene Rolle spielte, absolvirt hatte, war seine Freude unsagbar groß, zum Helfer am Münster in Bern erwählt zu werden. Wir sehen jetzt ein starkes Herzensbedürfnis und eine echte, aufwallende Begeisterung zum Predigtamte in des jungen Berners Seele munter und mächtig werden, ja von einem Sonntag zum andern sich steigern. Auch wird er bald im Laufe des Jahres 1826 für die Deputirten der evangelischen Stände der Eidgenossenschaft zum Tagsatzungsprediger in Luzern berufen, wo in ihm der intellektuelle Urheber zur Gründung der dortigen reformirten Gemeinde ersteht. „Und so — berichtet er dem Bruder — ist hiermit im Schoße der katholischen Schweiz ein großes Beispiel gegeben und eine neue Lucerna durch das Evangelium angezündet, welche die alte Finsternis vertreiben wird.“

Wir sehen ihn dann zu Bern mit eisenfester Ueberzeugungstreue und Konsequenz seinen Mann stehen in dem unablässig gegen ihn wiederholten Ankämpfen vonseiten des radikalen Regiments im großen Rat; er wird uns geschildert oder schildert sich vielmehr brieflich selbst in seiner Wirksamkeit als Präsident der Geistlichkeitssynode; er wird uns vorgeführt in seiner höchst maß- und ehrenvoll sich abspielenden Anteilnahme am Zellerhandel. In den bernischen Verfassungskämpfen von 1831 und 1846 hören wir ihn als Kanzelredner mit dezidirter Schärfe das politische Getriebe beleuchten, und zweimal mußte sich der freimütige Prediger gefallen lassen, seiner furchtlos offenen Worte wegen zur Verantwortung gezogen zu werden. An den kirchlich-religiösen Wirren endlich, welche in Baggesens letzten Lebensjahren, das bernische Kirchenwesen in die unerquicklichsten Erschütterungen versetzend, Bern erfüllten und welche bekanntlich die Herausbildung einer kirchlichen Linken und einer Mittelpartei, sowie die Konstituirung des Reformvereins im Gefolge hatten, nimmt er als immer noch geistesfrischer, streitbarer Held der Feder, zugleich als Repräsentant eines „milden wissenschaftlichen Orthodoxismus“ noch einmal lebendigen literarischen Anteil, wenn er schließlich auch einen ausführlicheren Aufsatz,*) obschon er ihn bis zur völligen Druckbereitschaft fertig gestellt hatte, der Veröffentlichung vorzuenthalten — auch in diesem Charakterzuge mustergiltig — die weise Selbstbeschränkung besaß.

Daneben wird uns fortwährend vergönnt, die intimsten Einblicke in sein Familienleben zu thun. Wir lernen in Frau Jeanette Baggesen geb. Funter eine liebenswürdige, getreue und um des Gatten Wohl geschäftige Frau Helferin kennen, die Baggesen selbst bei einem von Interlaken aus unternommenen Ausflug nach Grindelwald und aufs Eismeer kennen und schätzen gelernt hatte. Vier zu schönstem Hoffen berechtigende Kinder erblühten den Eltern. Aber in das Gelegenheitsgedicht, das Vater Baggesen seiner Jeanette zum 1. März 1860, zu ihrem dreißigjährigen Hochzeitsgedenktage, widmete, konnte es sich leider wie ein leiser Klageakkord, nur zurückgehalten und gedämpft von stiller Ergebung in Gottes Ratschluß, mischen:

Vor dreißig Jahren
Da standen wir zu Zwein vor Gott
Zum Bund für's Leben bis zum Tod;
Und, die uns Gott seitdem gegeben
Zu Lust und Sorg in unserm Leben,
Die hat er nun in seinem Schoß.
Jetzt sind wir zwei und — kinderlos,
Wie wir es waren
Vor dreißig Jahren.

Baggesens Erfolge als Prediger, d. h. vorerst lange Zeit als Helfer oder Archidiakon, wie er sich mit Vorliebe bezeichnete, später dann als erster Pfarrer am Münster, sind seiner Zeit weit über das Weichbild Berns hinaus bekannt geworden; und wenn auch kein eigentliches oratorisches Charisma ihm eignete, so kam doch das väterliche Erbstück einer nicht gewöhnlichen poetischen Begabung seiner mehr erbaulichen als belehrenden Predigtweise trefflich zu statten. Alles in allem genommen ist an ihm in schönste Erfüllung gegangen Jens Baggesens aus fröhlich hoffendem Vaterherzen geflossene Weissagung, die dieser einstmals an seine zweite Frau gerichtet hatte: Pour Charles je n'ai point de sollicitude. Il sera probablement curé un jour en Suisse le plus beau sort, selon moi, q'un mortel sage puis desirer.

„Das Geheimnis seiner so viele ansprechenden Predigtweise aber — bemerkt sein Biograph — war die innere Wärme und Wahrheit derselben; jedermann fühlte, daß, was er sagte, ihm Herzenssache war, daß er sein innerstes Denken und Fühlen, seine ganze, wohl überdachte, durch Erfahrung erlangte Ueberzeugung aussprach; es waren nicht Worte, die man von ihm hörte, sondern Stücke seines eignen innern Lebens.“

In dieses eigne innere Leben, in das Allerheiligste der religiösen Weltanschauung unsers Baggesen geleitet uns in der feinen Form anmutigster Kauserie, wie nichts andres, vor allem wohl eine unter dem 15. Dezember 1843 nach Kopenhagen adressirte Weihnachtsepistel:

„Teuerster Bruder! Wir kommen, euch eine recht frohe und freundliche Weihnacht zu wünschen. Möget ihr beide euch eurer Kinder recht herzlich freuen, und mögen sie eure treue Liebe durch ihre Liebe vergelten. Würden unsre Gebete unsern Wünschen gemäß erhört, so fände euch dieser Brief in dankbar froher Stimmung, umgeben von freundlichen, blühenden Kindergesichtern, in der seligen Vergessenheit alles Schweren und Trüben, das ihr schon überstanden, in der Erinnerung aller schönen Stunden, die euch gegeben worden, und in der Betrachtung der Hoffnungen, die euch in euern Kindern blühen. Es ist gar schön, daß bei euch im Norden die Weihnacht auch das Fest der Familie ist, was darauf hinweist, daß der Sohn der ewigen Liebe durch die höhere Liebe, die die Seele liebt und Gott liebt, die Familie geheiligt und das himmlische Vaterhaus geweiht hat. Saget doch euern Kindern, warum ihr gerade an der Weihnacht sie beschenket, sie inniger als sonst küsset und mit größerm Wohlgefallen als sonst anblickt: weil der geboren ward, der sie zu Kindern Gottes macht, aus schwachen und fehlerhaften Menschenkindern zu wahren Gotteskindern. Saget ihnen das auch in Onkel Karls Namen, der sie grüßen läßt und sie gern selbst in die Arme nehmen und segnen möchte. Werdet selbst wie die Kinder, denen darum das Himmelreich ist, weil sie in ihrer Einfalt Gott besser kennen, als wir mit all unsrer Wissenschaft und Weisheit; denn sie kennen ihn als den Vater, von dem alle gute Gabe kommt, als die ewige Liebe, die ohne Aufhören segnet. Sie glauben an Gott, wie Christus ihn offenbart hat. Uns aber hat sich die ganze Welt mit all ihrer Vergänglichkeit und Eitelkeit, mit allen Sorgen und Leiden des Lebens, mit allem Finstern und Bösen, mit ihrem Zweifeln und Verneinen zwischen unser Geistesauge und die Geistessonne hineingeworfen, und in dieser Sonnenfinsternis scheint uns ringsum Nacht zu sein. Darum müssen wir wieder Kinder werden, um Gott unsern Vater wieder zu haben. Es ist vielleicht niemals, seit die Menschheit denkt und strebt, zweifelt und glaubt, schwerer gewesen, als gerade in unserm Zeitalter, für die, welche nicht mehr Kinder sind, sondern zu den Erfahrenen und Wissenden gehören, wieder Kinder zu werden im Glauben und im Lieben. Denn

Wo etwas erscheint, da ist die Hülle der Gottheit,
Und wo nichts dir erscheint, ist die Verhüllete selbst.

Das erscheinende Etwas, das nur Hülle ist, die Welt, ist so dicht geworden für unsern Geist gerade durch das Wissen von dem unendlich Vielen, Mannichfaltigen, sich Widerstreitenden und Widersprechenden, noch Unerkannten, Unentworrenen und Ungelösten, daß die Meisten die Hülle nicht mehr zu durchdringen vermögen und in Einigen der Wahn entstanden ist, es sei nichts dahinter. Die alten Glaubensformen sind zum Teil fremd geworden, weder von denen erkannt, die noch daran festhalten, noch von denen, die sie verwerfen, zum Teil auch entleert und zu bloßen Schalen ohne Kern ausgetrocknet. Der Geist ringt, seinem Glauben neue Formen zu geben; und auch die dasselbe glauben und lieben, verstehen oft einander nicht. . . .“

Der Briefwechsel mit dem Bruder bietet eine unerschöpfliche Fundgrube der feinsinnigsten und geistvollsten Aperçus politischer, kirchlicher, wissenschaftlicher und speziell — last not least — religions-philosophischer Art dar.

Es sei gestattet, zum heitern Abschluß dieser dürftigen Skizze unserm wackern Biographen noch eine kleine reizende Baggesen-Anekdote zu entnehmen. „Einmal, aber nur einmal vergaß er, daß er an einem prächtigen Frühlingsnachmittag eine Wochenpredigt zu halten habe. Er erquickte sich an der schönen Natur am Rande des Bremgartenwaldes und sog mit vollen Zügen die würzige Luft ein. Da ertönt vom Münster her das wohlbekannte Geläute zur Wochenpredigt. »Der arme Amtsbruder, der jetzt wegen der bald gezählten, wenigen Zuhörer an die Stadt gefesselt ist und nicht, wie ich, sich an Gottes herrlicher Natur erfreuen kann,« sagt er bei sich

*) „Ueber die historisch-kritische Schule, namentlich nach der theologischen Richtung der »Zeitstimmen« zur Erklärung des Kampfes in der evangelisch-reformirten Kirche Berns.“

selbst: »laß sehen, an wem die Reihe ist!« Da entdeckt er zu seinem Schrecken, daß ihn selber die Glocken rufen. Was thun? Was anders, als der Frau Helferin überlassen, wie sie einen Stellvertreter aufbringt, der denn auch wirklich aufgebracht wird. Allein nun war's aus mit dem Naturgenuß; tief und tiefer wandert der fahnenflüchtige Herr Helfer in den Wald, damit ihn kein Menschenkind sehe in seiner Pflichtvergessenheit, und erst im Abenddunkel wagt er als reuiger Sünder in seine Wohnung zurückzukehren." —

Standen wir bisher in Baggesens Geisteseigentümlichkeit einer mehr zu Reflexionen neigenden, still beschaulichen Natur gegenüber, so tritt uns im Dekan und Pfarrer an der Nydek in Bern eine vorwiegend in praktischer, kirchenorganisatorischer Energie ihre Befriedigung findende Persönlichkeit entgegen, so stellt sich das Charakterbild Eduard Güders als das eines Mannes unermüdlicher Selbstbethätigung und unablässiger Arbeit am Wohl der Kirche dar.

In dem intelligenten, lebhaften Auges die Welt erfassenden Knaben, der von Walperswyl mitten im bernischen Seelande, wo er geboren, im elften Lebensjahre auf das Progymnasium zu Biel und von dort 1833 auf die Berner Akademie wanderte, barg sich eine von Skrupeln und Zweifeln frühzeitig nicht unberührte Faustnatur. Der heiße Wunsch aber, den gordischen Knoten dieser seiner qualvollen Skepsis endgiltig zu lösen, brennender Durst nach Wissen und reger Erkenntnistrieb führten ihn, der ursprünglich zur Naturwissenschaft eine ausgesprochene Neigung in sich zu verspüren glaubte, am Ende der theologischen Wissenschaft in die Arme und in die Hörsäle der bernischen Fakultät, welche gerade damals einer überaus günstigen Konstellation der theologischen Lehrkräfte sich zu erfreuen hatte. Da übten neben einander die charakterfeste Gründlichkeit eines Lutz, die dialektische Gedankenschärfe Schneckenburgers, sowie eines Hundeshagen bewegliche Vielseitigkeit und milder Ernst mächtig anziehende und bestimmende Wirkungen auf den nach Wahrheit ringenden Geist Eduard Güders. Nachdem er sodann nach Abschluß seiner Studien eine Zeit lang im Oberaargau Vikar von Wadiswyl gewesen, erbat er sich im Herbst 1841 Urlaub zur Vollendung seiner Studien auf deutschem Boden. Sein hohes und ideales Ziel war, „anderweitig die begonnenen Studien in freier Weise fortzusetzen, um großartig wissenschaftliches Leben auch in andern Formen zu schauen und mir selbst womöglich ein solches zu verschaffen." Berlin war es, wohin es ihn zog, wo die mannichfachsten wissenschaftlichen und kirchenpolitischen Faktoren auf ihn einwirkten, wo er in erster Reihe an Rheinwald sich anschloß, wo Schellingsche Philosophie mit ihrem neuen Zauber auch ihn umspann und wo er auch, und zwar zu Gunsten des Schellingianismus in einem anonym erschienenen Artikel der Augsburger Allgem. Zeitung, des Schriftstellers Sporen sich zu verdienen unternahm.

Den Schauplatz seiner ferneren Lebensbahn bildete zunächst Biel, woselbst er vorerst bloß als Vikar, in der That aber mit vollster Verantwortlichkeit und im tüchtigsten Streben seines Amtes waltete, bis schließlich nach siebenjährigem Vikariatsdienst und nach Verlauf von fünf Jahren pfarramtlicher Stellung die Kanzel an der Nydek zu Bern ihm winkte. Wir unterlassen es, weitere biographische Details aus des Nydekpfarrers kampfbewegtem Lebenslauf an diesem Orte wiederzugeben; wir verweisen auf die in knappster Form von kundiger Sohneshand dargestellte Biographie, besonders auf die Charakteristik von Güders Stellungnahme in den an die Berufung Dr. Zellers sich anschließenden, sowie später in den gegen die Reformpartei sich richtenden Bewegungen; wir heben rühmend des vielbeschäftigten Mannes staunenswert reiche und regsame wissenschaftlich-literarische Wirksamkeit, wir heben hauptsächlich den vielseitigen und gelehrten Dienst hervor, den seine nie rastende Feder der Herzogschen Realencyklopädie geleistet hat; wir betonen schließlich den bestgemeinten, wenn auch vergeblich angebotenen Beitrag, den Güder zur Lösung der Berner Kirchenverfassungsfragen liefern zu wollen nie ermüdete. Gerade die Sphäre der Kirchengesetzgebung und Kirchenordnung — „das war der Boden" (es sind Worte des Biographen), „auf dem Güders ganze kirchenamtliche und kirchenpolitische Thätigkeit sich abspielen sollte. Wurde das Gesetz auch vorerst auf zwei Jahre nur provisorisch eingeführt, nachher dieses Provisorium auf sechs Jahre verlängert, woraus ein nochmaliges vierzehnjähriges Provisorium entstand —, es war doch das Gesetz, an dessen Ausbau er als Mitglied der Synode von Anfang an in den Verhandlungen über die Visitationsordnung, über Prüfung und Aufnahme der Predigtamtskandidaten, über Wahl und Besoldung der Geistlichen fortwährend arbeitete, mit welchem er später als Mitglied des Synodalausschusses, dann als Dekan der Klasse Bern, endlich als Präsident der Kantonssynode fortwährend zu rechnen und zu regieren, in das er sich eingelebt hatte, das er liebte und mit dessen Zugrabetragen auch er mehr und mehr von der Bildfläche der bernischen Kirche sich zurückzog."

Wie sich aber — trotz alledem — ein jeder glücklich schätzen mochte, dem der persönliche, außerordentlich lehr- und gewinnreiche Verkehr sei es mit dem Dekan an der Nydek, sei es mit dem Pfarrer am Münster zu Bern vergönnt gewesen, so kann nunmehr die Bekanntschaft mit den biographischen Bildern beider eine, wenn auch nicht dem lebendigen Umgang gleichkommende oder gar denselben vollgiltig ersetzende, so doch vielleicht ähnlich befruchtende Wirkung ausüben. Denn nicht ohne Berechtigung spricht es H. Gelzer in seinem der Baggesenbiographie vorhergesandten Vorworte aus, daß edle Charaktere, wie ihr geistiges Spiegelbild in der Ueberlieferung treuer Lebensbeschreibungen in die Erscheinung tritt, weckend und stählend ebenso auf strebende, erst noch in der Heranbildung begriffene Gemüter, wie auch auf gereifte, schon mitten im Kampfe befindliche einzuwirken vermögen. Und wahrlich — wer wollte es leugnen? — „gerade in unsrer Zeit bedürfen wir überall solcher lebendigen Vorbilder."

M—l

Tagebuchblätter aus Italien

1

Velletri, 1. März 1887

Der Frühling klopfte vernehmlich an die Thür. Draußen in der Campagna sprangen die weißblauen Krokusse aus der Erde, die Bäume setzten Knospen an, vom Albanergebirge, vom hohen Monte Gennaro in den Sabinerbergen schwand der Schnee jeden Tag mehr. Da hielt es uns nicht länger in Rom. Wir waren fürs Erste einmal mit der wundersamen Stadt fertig. Wenigstens hatten wir all das Sehenswürdige gesehen, das besonders Wichtige uns wirklich anzueignen bemüht. Viel Trauriges hatten wir unerwartet erfahren. Die Krankheit und der Tod des langjährigen ersten Sekretärs vom Deutschen Archäologischen Institut, Professor Wilhelm Henzen, hatte alle Mitglieder der deutschen Kolonie in der ewigen Stadt lebhaft betrübt, besonders aber uns zum Institut gehörige schwer betroffen. Es drängte uns alles hinaus, neue Eindrücke zu sammeln, Erfrischung zu holen, den Frühling im Süden und außerhalb der großen Stadt zu suchen. Der Morgen des ersten Tages im März fand uns auf der Wanderung, das Ränzel auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand. Im hellen Scheine der Frühlingssonne grüßte uns noch einmal das Forum mit seiner weiten Trümmerherrlichkeit, das Kolosseum, der Palatin mit seinen dunkelgrünen Cypressen; dann ging's hinaus zur Porta S. Sebastiano auf die alte Via Appia.

Ein merkwürdiger Weg: — man wandert vier Stunden über und zwischen Gräbern. Am nächsten der Stadt liegen noch die christlichen Grabanlagen, vor allem die Katakomben von S. Callisto, S. Pretestato und S. Sebastiano, ein wenig weiter verschiedne unterirdische Coemeterien der Juden, die man zum Teile erst in den letzten Jahren wieder zugänglich gemacht hat; dann senkt sich die Straße, läßt zur Linken den in seiner Anlage noch deutlich erkennbaren Zirkus des Maxentius und steigt schließlich wieder ziemlich scharf an. Die Höhe des Weges bewacht das trotzige Grabmal der Cäcilia Metella. Die antike Gräberstraße nimmt hier ihren Anfang. Hier steht ein Denkmal in Form eines Tempels, dort ein großer Rundbau mit Nischen, worin einst Statuen standen, da ein einfacher Cippus mit Inschrift, wie der Verstorbene geheißen, wer ihm das Grabmal

gesetzt, für wen alles der Platz bestimmt sei, wie viel Fuß an der Straße, wie viel in der Tiefe des Feldes die Grabstätte habe, hier wieder ein wirklicher Tempel, dahinter eine ausgedehnte Villenanlage, die man soeben wieder an das Tageslicht befördert hat. Die verschiedensten Stücke antiker Architektur und Skulptur liegen bunt durcheinander, Karnieße, Kapitäle, Säulen. An etlichen Stellen sind die Porträtdarstellungen noch erhalten, gewöhnlich an der Vorderseite des Denkmals vier Personen in Büste neben einander, steif, hart, eckig in den Zügen, aber sprechend, charakteristisch. Der rechte Arm ist gewöhnlich in die Toga gewickelt, nur die Hand sieht heraus. Mitunter kommt doch ein innigeres Gefühl zum Ausdruck: zwei von den Dargestellten reichen sich schmerzbewegt die Hand zum Abschiede für immer. Dann greift wieder einmal in diese römischen Monumente die neuere Zeit, oft die Gegenwart ein. Ein altes Grabmal haben römische Grafen im Mittelalter zur Festung gemacht; ein andres erhöht gelegnes, diente Normannen und Sarazenen zur Unterkunft und zum Stützpunkte für ihre kühnen und grausamen Unternehmungen. Auf einem mächtigen Rundbaue, ähnlich dem der Cäcilia Metella, steht jetzt ein römisches Bauernhaus: Kinderstimmen schallen daraus, Oliven grünen ringsherum.

Aber über alle diese monumentalen Einfassungen der Straße schweift der Blick immer wieder hinaus in die weite Campagna mit ihrem gewaltigen Saume am Horizont, der leicht und ruhig geschwungenen Linie der Albanerberge, dem kahlen Höhenzuge des Sabinergebirges von der hohen Arx über Palestrina bis zur Spitze des Monte Gennaro über Tivoli, und daran anschließend die breite, dichtbeschneite Leonessa, welche schon näher am Hauptstocke der Apenninen liegt, der einsame, kahle, dreigipflige Sorakte und fern, weit über der Stadt hin, die Ebene begrenzend die niedern, dunkeln Höhen des Ciminischen Waldes. Vor diesen Berglinien aber dehnen sich gewaltig, beredt die Trümmer der antiken Welt aus. Sie erst geben der Campagna den eigentümlichen Zauber. Was wäre diese weite, öde, ebene Fläche mit ihrem einförmigen Graswuchs ohne die Palast- und Tempeltrümmer, vor allem ohne die sich weithin ziehenden Bogen der verschiednen Wasserleitungen, die aus dem Sabiner- und Albanergebirge der Stadt das Wasser zuführen, mit ihren in der Sonne goldigrot glänzenden Travertinquadern, ihren vom Epheu grünübersponnenen Pfeilern!

Allmählich schwanden diese Trümmer, die Campagna, Rom dem Blicke. Kurz vor Castel Gandolfo, das dicht über dem Albaner See gegenüber dem Hauptberge des Albanergebirges, dem Monte Cavo, liegt, treffen sich die alte und die neue Appische Straße; der Weg geht bergan beim alten Bovillae vorbei, der Denkstätte der berühmten Schlacht in den Samniterkriegen. Der Blick aufs Meer thut sich auf; dafür schwindet Rom und die alles überragende blaue Peterskuppel. Freundliche Ortschaften zeigen sich; wir durchwandern Albano mit seinem Grabmal des Pompejus, Ariccia mit seinem großen Viadukte, dem angeblichen Denkmal der Horatier und Curiatier, dem weiten Blick über die Fruchtgefilde der Stadt nach der Ebene, Genzano mit seinen großen Weinpflanzungen. Links oben bleibt der grüne See von Nemi liegen; wir wenden uns rechts nach der hoch auf breitem Berggipfel gelegnen Ansiedlung des Aeneas, Lanuvium, jetzt Cività Lavigna. Mauern von vorgeschichtlicher Konstruktion, kolossale an einander gefügte polygonale Blöcke, sind noch jetzt sichtbar; aber sie verschwinden fast in den üppigen Weinbergen und Oelbäumen, von denen der ganze Berg umzogen ist. Es ist ein großer Garten bis an den Rand des Volskergebirges hin. Velletri selbst liegt von diesem durch ein Thal getrennt, auf einer Anhöhe, aber mitten im Grün, von drei Seiten durch überragende Gebirge geschützt und darum für reichen Gartenbau und Pflege guten Weines doppelt geeignet.

Terracina, 2. März

Wir verließen am folgenden Morgen das freundliche Velletri, das außer seinem Ruhme, die Heimat der Gens Octavia und damit des Kaisers Augustus zu sein, außer seiner weiten Aussicht auf die Berge, einem hübschen Campanile und wenigen Resten des Altertums kaum etwas Nennenswertes jetzt noch sein eigen nennen kann. Eine Strecke Weges benutzten wir die schwerfällige Diligenza und mit ihr den Schutz zweier bis an die Zähne bewaffneten Carabinieri, welche der Post hier beigegeben werden, da eine Strecke hinter Velletri trotz dem energischen Vorgehen der italienischen Regierung gegen die Brigantenwirtschaft oder, wie der Italiener sagt, brigantaggio immer noch nicht ganz sicher sein soll. Ungefähr eine Stunde von unserm Abgangsorte mitten in spärlichen Eichenwaldungen trifft der Fahrweg wieder mit der Via Appia zusammen, die er kurz vor Cività Lavigna verlassen hat.

Kurze Zeit darauf passirt die Straße ein kleines Städtchen mit freundlicher Piazza, auf der ein Brunnen mitten in grünenden Anlagen sein Wasser ergießt; mit einem Schlosse und mehreren Kirchen. Es ist Cisterna, wahrscheinlich das alte Tres Tabernae, das die Apostelgeschichte in der Beschreibung der Reise des Apostels Paulus nach Rom erwähnt. Der große Apostel war, von Malta über Rhegion kommend, in Puteoli, jetzt Pozzuoli, im Golfe von Pozzuoli, wie er heutigen Tages genannt wird, gelandet. Dann zog er landeinwärts, bis er die Via Appia erreichte, auf welcher er nun in schnurgerader Linie nach der Hauptstadt der alten Welt, vor den Kaiser, zu den römischen Freunden, in das letzte, größte Arbeits- und Siegesfeld gelangte. Die Christen in Rom eilten ihrem geistlichen Vater bis hierher entgegen, und Paulus wird wohl kurze Rast in Tres Tabernae gehalten haben. Vom heutigen Geschlecht wird seiner in Cisterna nicht mehr gedacht. Eine stattliche Kollegiatkirche steht an der Piazza, ihr gegenüber eine kleine Kirche, S. Pietro; auch S. Francesco, S. Antonio, S. Pasquale sind mit Kirchen vertreten: eine dem Heidenapostel geweihte ist nicht vorhanden.

Wie hier, so erwarteten auch in Forum Appii, jetzt Foro Appio, nach der Erzählung der Apostelgeschichte römische Christen die Ankunft Pauli. Etwa vier Stunden liegen die beiden Punkte auseinander. Forum Appii besteht heute nur noch aus einem Gasthause, das als Poststation dient, einem Bauernhofe und einem Kommunalgebäude des benachbarten Ortes Sezza. Auch Horaz auf seiner Reise nach Brundusium ist in Forum Appii gewesen, muß aber von dem Aufenthalte hier wenig befriedigt gewesen sein; er fand den Ort „voll von Schiffsleuten und betrügerischen Wirten." Einst war hier reger Verkehr und blühendes Leben. Wohlhabende Ortschaften standen hier auf fruchtbarem Ackerlande; Plinius berichtet von vierundzwanzig in seiner Naturgeschichte. Aber frühe, schon in den letzten Jahren der Republik, versumpfte die Ebene. Der freie Bauernstand schwand, mit ihm die Bewohner und Bebauer des Landes, das bei dem äußerst geringen Gefälle ohne die genaueste Pflege nicht imstande ist, die von den Bergen zu Zeiten des Regens herabkommende Wassermasse rasch abzuführen. Austrocknungsversuche haben bereits die Römer der Republik begonnen, vor allem Julius Cäsar. Dann legte Augustus den der Via Appia parallel laufenden Kanal delle Botte an, denselben, auf dem sich Horaz zu seiner Reise nach der Küstenstadt am Adriatischen Meere einschiffte. Wie er und die ihm folgenden Kaiser, wie der Gothenkönig Theoderich, so haben auch die Päpste, welche sich das Kolonisationswerk angelegen sein ließen, mit ihren großen Anstrengungen auf die Dauer nichts erreicht. Das große Gebiet der Pontinischen Sümpfe, zwischen den Volskerbergen und der See gelegen, in einer wechselnden Breite von zwei bis drei Stunden, in einer Längenausdehnung von acht bis neun Stunden, ist ganz verödet. Von Resten aus dem Altertume ist so gut wie nichts erhalten: da einmal ein Grab, dort ein Paar antike Meilensteine — das ist alles, und auf dem Wege von Cisterna bis Terracina, ungefähr neun Stunden, trifft man keinen einzigen Flecken. Nur einige einsame Posthäuser stehen an der Straße. Erst in unsern Tagen hat man in rationeller, systematischer Arbeit die Nutzbarmachung des weiten Flachlandes begonnen. Unter der Oberleitung eines Kollegiums in Terracina sorgen die Besitzer selbst dafür und bepflügen schon jetzt einen großen Teil.

Man empfängt von der Landschaft einen merkwürdigen Eindruck. Auf der einen Seite grenzen in weitem Bogen die Volskerberge die Ebene ein, breit, massig, kahl, grau, aber höchst malerisch, mit ihren kühn an den Felsen und auf die Höhe ge-

bauten Burgen und Städten. Breite, helle Wolken zogen am Himmel, legten sich vor die Sonne, verschwanden wieder — ein lebhaft anmutiges Spiel von Licht und Schatten, das auf dem Gebirge sich wiederholte und die reiche Mannichfaltigkeit seiner Formen noch ausdrucksvoller erscheinen ließ. Davor aber dehnt sich weit, flach die Ebene, ein breiter Streifen von den Bergen bis zur Straße, ein viel breiterer Gürtel von der Straße hinüber nach der See, meist Weideland, belebt von Herden von Pferden, Schafen, den silbergrauen römischen Ochsen oder in den sumpfigen Teilen von den häßlichen schwarzen Büffeln, die oft bis an den Kopf im Wasser stehend, mit ihren glühenden Augen den Wanderer lange verfolgen. Man merkt an dem üppigen Wuchern der Sumpfpflanzen, daß das Land ganz feucht ist. Oft schlägt auch dicke Sumpfluft ums Gesicht, oder man sieht ganze weite Strecken tief unter Wasser stehen. Bisweilen durchziehen einige Reihen Bäume die Wiesenfläche, da zeigt sich einmal ein spitzer Strohbau und nicht weit davon sein Bewohner, ein Campagnole in abenteuerlich wilder Tracht, neben seiner Herde. Nach der See zu umsäumt ein dunkler Streifen Wald in unbewegter Linie die Sümpfe; ruhig ziehen in der Luft Raubvögel ihre Kreise; schnurgerade führt die Straße hindurch, gleichmäßig von Ulmen bestanden — es ist ein großartig eintöniges, aber ein großartiges Bild. Ganz allmählich werden die Farben lebhafter; lichte Streifen grünen Saatfeldes beginnen; bald folgt ununterbrochen fruchtbares Ackerland; an der Straße hat dunkler Epheu die Bäume dicht umsponnen; nach dem Meere zu steigt ganz schroff, unvermittelt aus der Ebene der Gebirgszug des Capo Circello auf. Die Volskerberge treten an die Straße heran: ihre Abhänge sind mit Palmen und Granaten bepflanzt, Orangenhaine und Aloe wechseln damit ab — wir nähern uns Süditalien.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zeigten uns das Reiseziel dieses Tages, Terracina, auf weithin glänzenden Felsen gelegen, mit seinen alten Mauertürmen, überragt von dem Vorgebirge S. Angelo und der hohen Burg Theoderichs, des großen Gotenkönigs. Vor uns schimmerte purpurn und dunkelblau ein lichter Streifen: wenige Minuten, und wir standen am ersehnten Strande des Mittelländischen Meeres. J F

Verschiedenes

(Schorers Familienblatt) Ueber den bereits in voriger Nr. gekennzeichneten Artikel des Schorerschen Familienblattes (1887, Nr. 18) zur Verherrlichung des Jesuitenordens schreibt die Kirchliche Korresp., wie folgt:

Das Familienblatt zeichnet unter der Ueberschrift „Die Verfehmten“ zuerst ein Idealbild von einem modernen Jesuiten. Im Eisenbahnkoupee imponirt ein elegant gekleideter Weltmann, „gelehrt und anregend zugleich redend,“ „durch profundestes Wissen“ einem berühmten Professor (welches Namens erfahren wir leider nicht). Der von den Studenten angebeteten Tochter des Professors aber imponirt der interessante, geistvolle Unbekannte durch seine vollendete Männerschönheit. „Manch zündender Blick aus den großen blauen Augen der Dame flog ihm zu (!);“ sie gesteht nachher, „indem ein blitzhaftiges Rot über ihr Gesicht lohte,“ den Eindruck, den der Interessante auf sie gemacht. Und dieser vollendete Gelehrte und Weltmann war ein — — — Jesuit. Nun ist gewiß das Interesse und die Neugier der Leserin des Salons gespannt. Schorer setzt daher ruhig ein mit der bekannten ultramontanen Verdächtigung der seitherigen deutschen Geschichtsschreibung. Die heutige öffentliche Meinung mache sich ein schauerliches Zerrbild von den Jesuiten und ihren Anstalten. (Dabei wird von diesem sogenannten Zerrbild ein Zerrbild entworfen, wie es kein halbwegs vernünftiger Protestant hat.) Man dürfe ihr darob keinen Vorwurf machen, „denn die Geschichtsbücher, aus denen die moderne Welt ihre Kenntnis über die Gesellschaft Jesu geholt, haben sie so und nicht anders geschildert.“ Oder aus dem Schorerschen glatten Salon-Deutsch ins Germania-Deutsch Majunkes übersetzt: Alles, was über die zahlreichen Uebelthaten der Jesuiten bis jetzt erzählt worden ist, sind „protestantische Geschichtslügen.“ Nun aber der Beweis. Es wird die Jesuitenerziehung, das vielseitige Studium, die Abtötung des eignen Willens und Ausbildung des völligen Kadavergehorsams gegen die geistlichen Vorgesetzten und den Papst, das vollendete Spionage- und Denunziationssystem in den Kollegien der Jesuiten in hübscher salonmäßiger Umschreibung dargestellt. Und Schorer kommt so zu dem Resultat, daß der Jesuitenorden der Idealorden ist, „der niemals einer Reform bedarf“ (sint, ut sunt, aut non sint!!), wie die übrigen Orden alle sie nötig hatten. Denn beim Jesuitenorden giebt es keine Buße für Vergehungen, wie bei den andern Orden. Vielmehr hat beim Jesuitenorden ein haarbreites Abweichen von der Regel, der winzigste Ungehorsam gegen den Obern oder Verletzung der Disziplin den Ausschluß von der Gesellschaft zur Folge. Der Jesuitenorden ist, dank namentlich jenem Aufpassersystem der geheimen Zelatoren (Aufpasser) während der 300 Jahre seines Bestehens niemals in Verfall geraten. (Die eignen Akten des Ordens, welche fortgesetzt gräuliche Entartung in den Kollegien eingestehen müssen, sowie die Aufhebung desselben durch Papst Klemens XIV. fallen für den Panegyriker natürlich außer Betracht.) „Seine machtvolle Stellung und seine Erfolge sind die Frucht der wundersamen Organisation der Gesellschaft, die sich als das beste Institut offenbart, das jemals von klugen Menschen geschaffen wurde.“ Jeder und alle Jesuiten sind von dem starren Willen: Gehorsam gegen Satzung und Obern getragen und für den Gedanken: Erhöhung des Papsttums und Kampf gegen die Häresie begeistert. Werden wir uns noch wundern, wenn Schorer schließlich wiederum gegen die seitherige Geschichtschreibung also losfährt: „Alles, was die Geschichtsschreiber und Romandichter von der berechnenden Schlauheit, mephistophelischen Künsten und Verbrechen ähnlichen Thaten erzählen, sind häßliche Lügen und Seifenblasen kranker Phantasie oder böser Herzen.“

Der Schluß der Schorerschen Jesuitenapologie ist sehr bezeichnend. Man würde erwarten, er müßte von seinem „unbefangenen, neutralen“ Boden aus zu dem selbstverständlichen Schluß kommen, daß man nicht früh genug diesem vielverleumdeten Idealorden die Thore zur Rückkehr ins deutsche Reich öffnen könne. Diesen Schluß macht natürlich auch der kirchengeschichtsunkundige Leser des Schorerschen Familienblattes. Schorer selbst aber schließt anders: Man könne es der sich zum größeren Teil zur evangelischen Lehre bekennenden deutschen Nation nicht verübeln; sie habe von ihrem Standpunkte aus Recht, den Jesuiten die Grenzen des deutschen Reiches zu verschließen. Denn gerade dieser Orden sei der gefährlichste, weil stärkste Gegner des Protestantismus. Aber in unsern Tagen, wo die Jesuiten wieder den Eintritt ins deutsche Reich begehren, sei es „zeitgemäß und gut, endlich ein — wahres Bild von ihnen zu entrollen.“

Dem feuilletonistischen Artikel „Die Verfehmten“ ist seither noch ein längerer illustrirter Artikel gefolgt, dessen bildliche Beigabe Papst Leo XIII. umgeben von den deutschen Bischöfen zeigt, während der „historische“ Text sich schon dadurch hinlänglich kennzeichnet, daß unter diesen Bischöfen die Zöglinge der Jesuiten als die allerseits tüchtigsten erscheinen. —

Außerdem teilt die Kirchl. Korr. noch mit, daß der bisherige Mitinhaber der Schorerschen Firma, F. Pfeilstücker, folgendes Werk für den Massenvertrieb herausgiebt: „Zum Jubiläum Papst Leos XIII. Die Statthalter Christi auf Erden von Petrus bis auf Leo XIII. Ein Gedenkblatt zum 50jährigen Priesterjubiläum Sr. Heiligkeit Papst Leos XIII. Zusammen 257 Bildnisse. Dazu als Textbeigabe (die aber auch für sich vertrieben werden soll) die Geschichte der Päpste von J. Braun. Der ganze Reinertrag ist für den Peterspfennig bestimmt.“ Damit wird auch die Jesuitenfreundschaft des illustrirten Familienblattes begreiflich.

(Einladung) Die Freunde unsers Blattes, welche an der heuer in Zwickau stattfindenden Meißener Konferenz teilnehmen, werden eingeladen, nach den Abendvorträgen in der Marienkirche sich in Elgts Lokal (innere Plauensche Straße) zusammenfinden zu wollen.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Meißener Konferenz

Der Vorstand der Meißener Konferenz hat für die Dienstag den 21. und Mittwoch den 22. Juni d. J., diesmal in Zwickau, stattfindende Kirchen- und Pastoralkonferenz das nachstehende Programm aufgestellt:

Tagesordnung. Erster Tag, Dienstag den 21. Juni: 1. Morgens 10 Uhr in der Marienkirche in Zwickau Eröffnungspredigt: Superintendent Dr. Schmidt aus Annaberg. 2. $11^1/_2$ Uhr in der Aula des Gymnasiums a) Eröffnung und Geschäftliches; b) Vortrag von Professor Dr. Arndt aus Leipzig: Das alte und das neue Kaisertum und die Kirche; c) Diskussion über die vom Vortragenden gestellten Thesen. 3. $^1/_2$3 Uhr gemeinsames Mittagsmahl im Gasthof zur „grünen Tanne.“ 4. 5 bis 6 Uhr Besichtigung der Ratsbibliothek (Ausstellung besonders wertvoller Handschriften und Drucke) unter Führung des Bibliothekar Prof. Dr. Weiker; 5. 6 Uhr in der Marienkirche: Vortrag von Baurat Dr. Mothes und Superintendent Meyer: Ueber die Restaurirung der Marienkirche, und Führung durch dieselbe. Für die bereits am 20. Juni in Zwickau Eintreffenden von 8 Uhr Abends an Vereinigung im Gambrinus. Zweiter Tag, Mittwoch den 22. Juni: 1. Morgens 9 Uhr in der Aula des Gymnasiums: Wissenschaftlicher Vortrag (ohne Diskussion) von Pfarrer Lic. theol. Drews aus Burkau: Ueber Humanismus und Reformation. 2. Referat: Ueber die Aufgabe der Kirche gegenüber der konfirmirten männlichen Jugend. Referenten: die Herren Vereinsgeistlicher des Sächsischen Landesvereins der inneren Mission Seidel aus Dresden und Pfarrer Naumann aus Langenberg. 3. Diskussion über die von den Referenten zu Nr. 2 gestellten Thesen.

Es werden Geistliche und Laien zu zahlreicher Teilnahme an dieser Konferenz hiermit herzlichst eingeladen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig